



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schweizer Briefe aus der Revolutionszeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einander abzuwägen. Die heutigen Parteien sind in einer Zeit entstanden, wo es sich um politische Fragen im engern Sinne handelte, wie Absolutismus oder Verfassungsstaat, Zwei- oder Einkammersystem, Pressefreiheit oder Zensur, und für Deutschland außerdem um die Einigungsfrage. Alle diese Fragen sind gelöst, und vorläufig denkt niemand daran, die Lösungen, so unvollkommen sie sein mögen, aufs neue in Frage zu stellen. Wir wüßten nur eine sehr wichtige im engern Sinne politische Frage, die als Krystallisationskraft für eine neue Parteibildung zu gebrauchen wäre, das wäre die Frage, wie weit die angefangene Wiederherstellung der Selbstverwaltung fortgeführt werden soll. Es würde sich dann wahrscheinlich zeigen, daß die Selbstverwaltung gerade in den sogenannten konservativen und die bürokratische Verwaltung gerade in den sogenannten liberalen Kreisen viele Anhänger zählt. Für Unzählige bedeutet das Wort liberal weiter nichts als nicht ultramontan oder nicht orthodox; diesen schwindet nun, ebenso wie der Zentrumsparthei, der Boden unter den Füßen, sobald sich das öffentliche Leben von den Religionshändeln ab und andern Interessen zuwendet. Was die übrigen idealen Interessen anlangt: Kunst, Wissenschaft, Freiheit, Sittlichkeit, vor allen und über allen das Vaterland, so giebt es in keiner Partei einen Mann, der sich nicht für ihren eifrigen Förderer erklärte, demnach braucht für ihre Förderung keine eigne Partei gegründet zu werden. Wird dennoch von Männern des Prinzips unter schönklingendem Namen eine Partei des reinen Prinzips gegründet, so darf man vor ihr auf der Hut sein. Weiß man es doch zur Genüge, was für eine Art Freiheit z. B. die professionsmäßigen Beschützer der Freiheit aufrichten, wenn sie vorübergehend zur Herrschaft gelangen. Die Freiheit ist niemals das Werk einer Partei. Nur aus dem Gleichgewicht der Parteien kann die Freiheit, soweit sie innerhalb der Staatsordnung möglich ist, entspringen, nur bei solchem Gleichgewicht und in der lebhaften Wechselwirkung aller können die übrigen idealen Güter gedeihen.



Schweizer Briefe aus der Revolutionszeit



John Georg Müller, der jüngere Bruder des Geschichtschreibers der Schweiz, hat bekanntlich dessen Werke gesammelt herausgegeben und auch seinen Briefwechsel mit dem Bruder dafür benutzt. Dieser Briefwechsel empfängt nun soeben eine zwiefache Ergänzung durch eine Veröffentlichung Eduard Haugs in Schaffhausen: „Der Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und Joh. v. Müller 1789—1809. Erster Halbband. Frauenfeld, S. Hubers

Verlag.“ In dem älteren Werke war Johann Georg ganz gegen den berühmten und von ihm bewunderten Bruder zurückgetreten, er hatte aber auch, von mancherlei Rücksichten geleitet, die Briefe von Johannes Änderungen und Kürzungen unterzogen, die mitunter sehr wesentlicher Natur sind. Solche Zensurstriche, namentlich wo sie dem damaligen Herausgeber durch die Zeitverhältnisse (1810!) geboten erschienen, endlich getilgt zu sehen, war ein berechtigter Wunsch; abgesehen davon, daß die Äußerungen Johann Georgs oft zum Verständnisse notwendig waren, haben sie auch ihren unabhängigen Wert als Kundgebungen eines durch und durch tüchtigen Mannes, der dem glänzender begabten Bruder an Charakter entschieden überlegen war, und als Beiträge zur inneren Geschichte der Schweiz in einem so drang- und gefahrvollen Zeitabschnitte. Dem Abdrucke des ganzen, so vervollständigten Briefwechsels stellte sich leider der Kostenpunkt entgegen. Der Herausgeber hat sich deshalb begnügt, auf die betreffenden Briefe von Johannes zu verweisen, und wo es nötig war, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt mitzuteilen; daß er diese Einschaltungen in einen Anhang verwiesen hat, schafft die Unbequemlichkeit, sozusagen gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen des Buches lesen zu müssen, indessen lassen wir sie uns gern gefallen, da im übrigen die Arbeit Haugs alles Lob beanspruchen darf.

Beide Brüder unterhielten von 1778 bis zu des älteren Tode 1809 regelmäßigen schriftlichen Verkehr und hoben beide die Briefe sorgfältig auf, aber die Johann Georgs aus den ersten elf Jahren scheinen verloren gegangen zu sein, sodaß die Sammlung mit dem denkwürdigen Datum der Aufhebung der geistlichen Zehnten in Frankreich (10. August 1789) beginnt. Der „arme Tagelöhner“ — Katechet und Privatlehrer — in Schaffhausen ist schon am 23. desselben Monats von seiner Begeisterung für die französische Revolution etwas zurückgekommen und fürchtet gefährliche Folgen von den „fieberhaften Reformen der Verfassung“ auch für seine Heimat, wenn er auch zunächst an die Schädigung des Handels der Schweiz denkt. Ernster wird seine Sprache zwei Monate später. „Nun ist in Frankreich gar kein Haupt, als das vielköpfige wütende Ungeheuer, das Volk! Welch schreckliches Ende wird das noch nehmen! Von welcher wichtigen Folgen für Europa! Sein Schiedrichter ist gefallen. Was wird in 100 Jahren Preußen seyn! Wie leicht kan England eben auch durch seinen Luxus fallen! Die einzige Hoffnung scheint mir zu seyn, daß Osterreich und der Gog und Magog einander endlich selbst in die Haare fallen werden. Wenn ein einzelner Kahn auf den Wellen eines wütenden Meeres, das Flotten verschlingt, zur Rettung Hoffnung hat, so hat sie auch unser gutes Vaterland!“ Bald hat dieses den Einfluß des französischen Beispiels zu spüren. Die Bauern von Hallau knüpfen Bedingungen an die Huldigung, die beiden Räte von Schaffhausen „deliberiren,“ und Johannes, schon in Wien, rät, den etwaigen Zugeständnissen ja nie das Ansehen eines abgedrungenen, sondern eines ganz freiwilligen Gnadengeschenktes zu geben,

vor allem vor der Guldbigung nichts zuzugestehen. Er setzt aber, und dieses ist für ihn bezeichnend, hinzu: „Im übrigen, dieses unter uns. Das vorgehende kannst du vertrauten Herren wol sagen.“ Solcher Vorsicht befeißigt er sich fast immer, wenn er die Vorgänge in der Schweiz, meistens etwas von oben herab, beurteilt, und doch schützt sie ihn nicht vor gelegentlichen Weiterungen, da er nicht bloß dem verschwiegenen Bruder seine Ratschläge zukommen läßt. Im Mai 1790 scharft er dem Bruder von neuem ein, „nicht nur als die beste Politik, sondern selbst als ein Werk der Barmherzigkeit gegen bethörte Unterthanen, aufrührerischen Geist nicht zu Kräften kommen zu lassen, sondern durch überraschend schnelle Maaßregeln zu schrecken“; die Stadt müsse den Mut zu züchtigen zeigen.

Ein langer, undatirter, aber offenbar in den Anfang des September 1792 (nach der Niedermetzelung der Schweizer Garden) zu setzender Brief, worin Johannes das verhängnißvolle langsame Vorgehen der verbündeten Heere zu rechtfertigen sucht, wird hier vervollständigt durch die Stellen über die Schweiz wiedergegeben. Er wägt sehr bedächtig die Möglichkeiten ab, sieht die günstigeren Folgen durchweg auf der Seite der Beteiligung der Schweiz am Kriege gegen Frankreich, da ihr im Fall eines ungünstigen Ausfalles nicht viel andres geschehen könne, als wenn „die Schweizer stillgefessen haben,“ und giebt schließlich sein Votum dahin ab, „1. die Franzosen ist bloß aufzufodern, förderfamst alle unsere Regimenter sicher auf die Gränze zu liefern, 2. unter dem Vorwand nöthiger Landwehre indessen alles zu rüsten, und mit den großen Hüfen in ein Concert zu treten, um 3. wenn es Zeit ist, loszubrechen, und den Franzosen, seyn sie frey oder nicht, den helvetischen Namen respectabel zu machen. Hiebey — setzt der Diplomat hinzu — ist auch der Vorteil, daß, da es sich ein paar Monate verziehen würde, die Mächte den Willen fähen, wir aber den Fortgang ihrer Waffen beurtheilen, und nach diesem uns immer noch benehmen könnten.“ Neutralität wäre wohl das beste, allein die Franzosen würden den Schweizern nur unter der Bedingung gestatten, neutral zu bleiben, daß sie mit sich machen ließen, was jene wollten.

Darauf antwortet der gesunde Menschenverstand des Bruders. Johann Georg ist außer sich über die Ermordung von 120 Priestern. „Das ist Bailes frommer Wunsch: eine Republik von Atheisten! Das sind die Toleranzprediger! Die Jünger Rousseaus und Voltaires! . . . Und der ist um kein Haar besser als sie, der noch ein Wort davon spricht, daß der Herzog [von Braunschweig] gegen die Freiheit zu Felde ziehe.“ Ihm erscheinen die in Paris hingeschlachteten Garden wie ein „noch gnädiges Sühnopfer für die Sünden, die der französische Dienst auß Waterland [die Schweiz] gebracht.“ Dann aber wendet er sich sehr entschieden gegen den Gedanken, mit den Mächten in ein Konzert zu treten und die Offensive zu ergreifen. Er erinnert an das Sprichwort vom Kirscheneßsen mit großen Herren, sieht voraus, daß die Fran-

zosen nach Ausrottung der Jakobiner „erst den wahren Enthusiasmus bekommen“ werden, und fragt, was die Schweiz bei einem Einbruch von 20 bis 30 000 Mann thun solle? „Wir sind nicht mehr in den Zeiten von Sempach oder Murten, wo ein bis zwei Schlachten dem Krieg ein Ende machten: Entweder zehren sie also das arme Land auf, oder wir müssen fremde Truppen zu Hilfe rufen, und die Schweiz wird der Kampfplatz zweier Armeen. Ein größeres Unglück für uns könnte ich mir nicht gedenken. Oder sollen die Schweizer in Frankreich einbrechen? Quo praetextu? Und was da thun?“ In einem Angriffskriege würden sich die ohnehin schwierigen Landleute schlecht halten, bei der Verteidigung aber „pro aris et focis streiten und sich respectable genug machen.“ Wie in dieser Wendung, geht er auch mit einem „Votum“ von vier Punkten dem Bruder ein wenig satirisch zu Leibe. Er will die entlassenen Schweizer-Regimenter zur Besetzung der Grenze benutzt, strenge Neutralität gehalten, denen, die bei den Emigrirten Dienste nehmen, das Bürgerrecht aberkannt und gleichzeitig ein Manifest erlassen wissen, durch das jede Verbindung mit den Jakobinern für Hochverrat erklärt werde.

Doch stören solche Meinungsverschiedenheiten das Einvernehmen der Brüder nicht, und trotz der politischen Erregung teilen sie einander ihre Ansichten über Bücher und Menschen mit, und Johann Georg ermüdet nicht, an die Fortsetzung der Geschichte der Schweiz zu mahnen. Er hat unverkennbar keine rechte Freude an der sogenannten glänzenden Karriere des Bruders. Über Fritz Dalberg, den schöngeistigen jüngern Bruder des spätern Primas u. s. w., urteilt er: „Ein geistvoller Schwäzer und gutmüthig. Übrigens nicht mein Mann. . . . Seine Art hat etwas Geistiges, Schwebendes, etwas Wankendes und so gar wenig Fürstliches.“ Über Georg Forster: „Ich traue den Schwimmern in Empfindung, den Fliegern in Ideen immer weniger. Es ist nur Rauch, nicht Feuer, nur Samtorn auf Felsen. Zweierlei Leute findet man allenthalben der Revolution günstig, 1. die Idealisten, 2. die Irreligiosen. Dies ist so selbst unter dem Pöbel, und eben keine gute Parthie für die neue Sache.“ Und über Matthiffon: „M. ist doch ein äußerst wunderlicher, saurer, mißvergnügter Mensch, so süß und lieblich auch seine Gedichte sind. Aber so werden alle schönen Geister, die keine Ketten des Berufs tragen wollen.“ Von dem „stets exaltirten“ Baggesen hat er die verrückte Äußerung vernommen, er wünsche sich den süßen Tod, von der Spitze des Straßburger Münsters in die Arme eines fühlenden Mädchens zu fallen. Johannes wünscht Nachrichten über das Treiben „Mesmers“ in Schaffhausen, den er einen Erzdemokraten und in seiner Religion ganz neufranzösisch nennt. Die Antwort lautet dahin, Mesmer wolle von Demokratismus gar nichts wissen, und behaupte, in Wien bloß darum in diesen Verdacht gekommen zu sein, weil sein Hund sehr oft des Nachts gebellt habe, wenn jemand am Hause vorüberging, „woraus man geschlossen, es seyen Leute im Haus, Clubisten u. s. w. . . .“

Ich bin nicht gerne um ihn, er macht mir todlange Zeit, besonders wenn er vom Magnetismus redet, den ich gar nicht leiden mag.“ Er scheine in Paris zum Charlatan geworden zu sein, „da es in dieser windichten Stadt ohne dieses niemand glückt.“ Darauf folgt eine lange Abhandlung über den Einfluß der revolutionären Strömung auf das Studium der Theologie, die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Wolfenbütteler Fragmente, Bahrdt, dessen Schriften namentlich in Oesterreich verschlungen wurden: „und du weißt, wie leicht der Übergang vom Catholicismus zu völligem Unglauben ist.“

1796 rückt der Schweiz die Gefahr nahe. Die Tagsatzung hat allen französischen Emigranten aufgetragen, bis zum 1. Oktober das Land zu verlassen. Und so sehr Johann Georg die Einzelnen bedauert, möchte er doch die Menge lieber in Australien als irgendwo in Europa sehen. Übermut, Adelsstolz, Undankbarkeit seien eine unheilbare Krankheit dieser Leute, die die erste und größte Schuld an der Revolution und dem verheerenden Kriege trügen. Später hat er öfter Anlaß, über die schlimme Thätigkeit von Emigranten bitter zu klagen, nämlich von den Schweizern, die ihr Vaterland aus Furcht vor den Franzosen und vor staatlichen Neuerungen verlassen haben und von außen her schüren und conspiriren. Die Aussicht auf die Republikanisirung Italiens macht ihm ernste Sorge. „Fällt der Papst, so fällt bald auch der Catholicismus, und fällt dieser, der in einem so großen Theil der Welt das Christenthum noch einzig unter dem Volke erhält, wie viel wird nicht mit ihm fallen. Denn es ist kein Luther da, der für das Zerstückte sogleich etwas besseres geben könnte. Dies ist auch der große Unterschied zwischen der damaligen Revolution und der jetzigen, die oft so ungeschickt mit einander verglichen werden.“ Doch die von Frankreich drohende Gefahr steht näher. Es scheint ihm zwar ein langer Bestand einer so großen Demokratie gegen die menschliche Natur zu sein, aber niemand weiß, wie der Zustand, vor dem ihm mehr graut, als vor der uneingeschränkten Monarchie, vorübergehen, ob „die gräßliche Nation mit ihren Wolfsklauen“ die Schweiz anfallen werde oder nicht. Eine Verfassung nach französischem Muster, wie „der Dohs in Paris“ (Peter Dohs, der spätere Direktor der Helvetischen Republik) sie den Schweizern aufdrängen wolle, würden sie nie annehmen, und so bleibe nur vollständiger Sieg oder das Schicksal Hollands, oder der Vendée, schreibt er im Februar 1798. Aber die Schweiz ist durchwühlt, Streber suchen in der Verwirrung ihren Vorteil („Ich habe es schon oft bemerkt, nichts macht die Menschen des ächten Patriotismus und anderer Heldentugenden so unfähig, als die Eitelkeit“), und die Prophezeiung in dem früher erwähnten Briefe geht in Erfüllung, das Land wird der Kampfplatz für fremde Nationen. In Narau herrschen die Bauern, und zwar so, daß Müller seufzt, er hätte nimmermehr geglaubt, daß der schweizerische Geradsinn in so gar kurzer Zeit von der gallikanischen Phraseologie verdrängt

werden könne. Wer die gelassensten Einwendungen gegen ihre Grundsätze mache, sei ein „Stokrat.“ Lavater habe dem Direktorium „auf eine ächt-Lutherische Art“ geschrieben und werde dafür wohl mindestens deportirt werden. „Der Schwärmer Pestaluz“ (Pestalozzi) hat den Bauern von Aarau bewiesen, daß der Zehnte aus der Hölle stamme, und so haben sie diesen schleunigst abgeschafft. Müller selbst hat trotz alles Sträubens die Vizestatthalterstelle für die Stadt Schaffhausen annehmen müssen, und da er es mit seinem Amt ernst und ehrlich nimmt, lastet es schwer auf ihm. „Hätte ich Zeit, ich verfolgte die Geschichte der Idee der Freyheit und Gleichheit seit den Zeiten der Anabaptisten und früheren Bauern Aufruhren.“ In zehn Jahren werde man kaum glauben, daß das verfluchte Paß so ganz ungestraft habe rauben und die Grenzen Deutschlands in Besitz nehmen können.

Hie und da kommt ein wenig Galgenhumor zum Durchbruch; so wenn er erzählt, wie er in großer grüner Schärpe mit einem Schlit (Schleife) an der linken Seite und Franzen in drei Farben über dem blauen Kleid à la Republicain und schwefelgelber Weste bei den Distrikts-Gericht-Wahlen seines Amtes walten werde, oder wie die Aarauer Gesetzgeber „ganz herrlich truyen“ (gedeihen), immer fetter werden.

Der Bruder in Wien giebt unterdessen gute Lehren, aber mehr für die Zeit der erwarteten Befreiung für die Schweiz, als für die schwierige Gegenwart. Dann solle man die frühern Kantonsregierungen wieder einsetzen und nur zu allgemeinen Angelegenheiten, etwa monatlich einmal, Vertreter der Gemeinden beiziehen. Er erwähnt das Austausch der Idee einer Teilung der Schweiz: bis an die Aare französisch, bis an den Rhein zum Reiche, Rätlien zu Osterreich. Den schweizer Bauern werde es ergehen, wie die Elsäffer gesagt haben: den Zehnten erlasse man ihnen, aber die Neun werden ihnen genommen.

Im September 1798 wird gemeldet, daß der Minister Stapfer Pestalozzi, J. G. Müller und andre zur Herausgabe eines Volksblattes aufgefordert hat. Dazu die richtige Bemerkung: „Die Gelehrten, die fürs Volk schreiben, nehmen gewöhnlich eine gewisse matte, schleppende, popular seyn sollende Sprache an, die mir in der Natur zuwieder ist, da sie die Gegenstände aufs langweiligste ausdehnt. Ich glaube vielmehr, ein kurzer energischer Ton, ohne viel Geschwäg, wie Luther ihn brauchte, ist eigentlich der, der allein auf das Volk, sowie auf die Kinder wirkt. Meines Orts gebe [gehe?] ich nicht in diese Sprache und will reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich habe dem Minister einen etwas beißenden Privatbrief darüber geschrieben, wie nötig es allerdings sey, das Volk oder einen Teil desselben, nicht den schlimmsten, mit einzelnen Verordnungen der Regierung auszuföhnen; aber wenn man es zu voreilig und unbedingt thun wollte, so könnte sich das Blatt gerade dadurch bei solchen verdächtig machen, für die es eigentlich geschrieben werde. Und

sodann sey die Frage, ob nicht bisweilen ein Wort an die Gesetzgeber selbst nöthig sein dürffte? ic. Habe aber noch keine Antwort.“ Hier wird ein Punkt berührt, der auch heute noch volle Beachtung verdient. Wer zum Volke reden will, muß unter ihm leben oder doch gelebt haben. Darum haben die von Kaplänen und die von ehemaligen Arbeitern geschriebenen Blätter so großen Einfluß. Senes Unternehmen fiel denn auch schlecht aus. Pestalozzi schrieb „einfältig und kindisch“ u. s. w.

Bald darauf geraten die Brüder in starken Zwiespalt. Johannes hat über das Einschreiten der Regierung gegen die Unterwaldner nid dem Wald, die sich von den Kapuzinern haben bestimmen lassen, den Eid auf die vorher von ihnen angenommene Verfassung zu verweigern, „einen entsetzlichen Brief“ geschrieben, den der Empfänger vernichtet hat, dessen Inhalt aber aus der Antwort zu erkennen ist. Johann Georg stellt die Thorheit dar, daß kaum 8000 Seelen meinten, sich mit Erfolg gegen die französische Macht auflehnen zu können, und den Widerstand fortsetzten, nachdem die Truppen die Einstellung der Feindseligkeiten verkündigt hatten. Dann erinnert er daran, daß die Schweiz von allen Nachbarn im Stiche gelassen worden sei. „Ohne sich zu rühren, hat man uns ABC bis Y sagen lassen: nun wir auch das Z sagen mußten, steht alles wider uns auf, und schreit über die Allianz als über eine greuliche, unerhörte Handlung! Werden wir die Letzten seyn, die dieser Sturm ergreift??? Ich wünsche es mehr als ichs hoffe — ich wünsche es, damit doch irgendwo in Europa noch ein Land sey, wo eine, nicht auf philosophischen Theorien, sondern auf Jahrtausend alte Erfahrungen gebaute Staatsverfassung sey — wärs auch blos, um historische Vergleichenungen machen zu können!“ Auch später (23. November 1798) bemerkt er, „im Schooß des Friedens, und in der sichern Beglaubigung, daß es im zweiten Auftritte besser gehen werde, als im ersten — läßt sich wohl so ruhig sein, wie der Herr Bruder belieben.“ Er ist schon geneigt, an einen dreimaldreißigjährigen Krieg zu glauben, etwa mit Unterbrechungen wie von der Reformation bis zum westfälischen Frieden. Und was er am 20. Februar 1799 über das Unheil schreibt, das verblendete, leichtgläubige Emigranten anrichten, die glauben, daß „in diesem Winkel Europas das große Spiel sich entscheiden werde,“ ist unverkennbar mit an die Adresse des Bruders in Wien gerichtet.

Während der Franzosennot macht Johannes dem Bruder wiederholt das Anerbieten, zu ihm zu kommen, aber das Pflichtgefühl des Patrioten hält diesen zurück. Als dann die Oesterreicher eingerückt sind, atmet er auf. „Erzherzog Carl (weiß man das wohl in Wien?) — schreibt er im Juni 1799 — gewinnt, wo er hinkommt, alle Herzen mit seiner Freundlichkeit, Menschlichkeit und goldreinem Edelmut. Sollte er sterben, oder von der Armee wegkommen, so würde eine verlorne Hauptschlacht kaum so üble Folgen haben — das sagen alle Offiziers und alle Soldaten.“ Er rühmt auch das Betragen

der Offiziere, zumal im Vergleich mit den „französischen Beutelschneidern und Windmachern, die Generale heißen,“ und „bloß für Fressen“ Unsummen gefordert haben, sich manches dreimal haben bezahlen lassen. Daß das Schweizervolk nur ein Jahr lang nicht regiert, sondern zu regieren geschienen hat, hat es in unendliche Labyrinth gestürzt, daß es sich gar nicht mehr zu helfen weiß. Ihm wäre bald jede Regierungsform recht, wenn sie nur mit Festigkeit gehandhabt würde. „Der verwünschte Raisonnirgeist hat alle Lust und Kraft zum Gehorsam, zur Unterwerfung unter das Gesetz gelähmt und ausgedorrt.“ Als Beispiel zitiert er ein allerdings köstliches Schriftstück, das einige Bauern an den Erzherzog gerichtet hatten, und das sie „Morial“ nannten. Sie erklären ihm, kein Contingent stellen zu wollen. „Fünfundzwanzig Prügel einem jeden — meint Müller — wäre eine vernehmliche Antwort gewesen“; aber einer von den „Dapetirten“ hat erzählt, sie seien zwar Rebellen und Unruhmacher genannt, die ernsthafteste Züchtigung verdienten, doch übrigens höflich und freundlich empfangen worden. Was die Truppenstellungen betrifft, so rettet Glarus die schweizerische Ehre. Im allgemeinen aber herrscht die größte Uneinigkeit. Es verlautet, daß „die Gemeine Herrschaften wieder Landvögte erhalten sollen.“ Darüber sind Thurgau und St. Gallen sehr unruhig, und „es hat schon ernsthafte Auftritte gegeben.“ Hingegen wünschen Sargans, Uznach u. a. wieder in ihre alten Verbindungen eintreten zu können. „Zürich würde die alte Verfassung wohl wieder einführen, wenn nur nicht wir das Beispiel gegeben hätten“ u. s. w. Mitte August 1799 treffen die ersten Russen ein. Sie gefallen den Schweizern nicht übel, nur plündern sie in Gärten und Weinbergen alles unreife Obst. Bald folgen Klagen über den General Korsakow, der roh und unbelehrbar und widerspenstig gegen die Befehle des Erzherzogs Karl ist. Mit den Offizieren kommt man aus, aber die Offiziersburschen, die meistens vor den Thüren, auf dem nackten Boden schlafen müssen, sind sehr unsauber, und man muß ihnen auf die Finger sehen. Schwerer lastet auf dem Brieffschreiber die Ahnung, daß der Zwist zwischen den österreichischen und den russischen Führern und die Hindernisse, die dem Erzherzog und angeblich auch dem zu ihm haltenden General Hoze (einem Schweizer von Geburt, der als Offizier der Reichsarmee bei Rossbach gefangen in preussische Dienste, nach Kunersdorf in russische Dienste getreten und von Joseph II. in österreichische gezogen worden war) vom Hofkriegsrate bereitet werden, den Franzosen zu nutze sein werden. Die Wiedereroberung Zürichs bestätigt das. „Die ganze russische Armee ist in der größten Verwirrung, gänzlich geschlagen und gänzlich auf der Flucht, und die Allirten haben keinen Fuß breit mehr in der Schweiz. Durch wen das? Durch die allen Glauben übersteigende Dummheit, Eigensinn oder Verrätheri des verfluchten Korsakow.“ Er giebt eine Menge von Einzelheiten als Beweise der Unfähigkeit dieses Generals und zwar, wie er versichert, nur verbürgte Thatfachen.

Der Band schließt mit einem Briefe Johann Georgs vom 31. Dezember 1799 („Sonst gehts in der Schweiz so, daß es besser ist, ganz davon zu schweigen. Sie ist hin!“) und der Antwort aus Wien vom elften Tage des folgenden Jahres, die zeigt, welche Stimmung dort geherrscht hat. Auf die Bemerkung, daß die Armee des Erzherzogs beträchtlicher Verstärkung bedürfen werde, wenn wirklich Bonaparte die Rheinarmee persönlich befehligen wolle, folgt die geringschätzige Entgegnung: „Es scheint, der gegen schlechte Generale gewaltige Held, stolzierend auf das einige halbwelke Lorbeerblättchen, das er von Abukir noch zurückzubringen vermocht, will noch einmal versuchen, was Trug und Kunst vermögen. . . . Übrigens halte ich mich fest überzeugt, daß auch der Corse auf des H. Ludwigs Throne sich nicht behaupten wird; das gegenwärtige Machwerk hat alle Partheyen wider sich. . . . Die Finsterniß, das Revolutionsreich, stemmt sich mit den letzten Kräften wider alle Rückkehr des alten Glücks.“ Ein Jahr später hatten die Franzosen den ganzen Rhein, Baiern, Tirol, das Elsaßland, die Lombardei.



Hamlet und seine Ausleger

Von Waltherr Ribbeck



S ist noch gar nicht so lange her, daß man in Hamlet, dem Dänen, die bewußte oder unbewußte Persiflage des deutschen Volkes zu erkennen glaubte. Beide seien von der Natur mit glänzenden Gaben des Körpers und der Seele ausgestattet, beide Meister im Denken und Philosophiren, im kritischen Beurteilen der Dinge und Menschen, wie im ästhetischen Genießen des Schönen, aber beiden lähme der reflektirende Zug ihres Wesens, vermöge dessen ihnen stets ebensoviel Gründe gegen eine Sache wie für die Sache zu sprechen schienen, jede Fähigkeit zum Handeln und lasse sie hinter andern, weniger begabten, aber nicht so von des Gedankens Blässe angekränkelten Naturen zurückbleiben.

Das deutsche Volk soll nun diesem seinem angeborenen Charakter seit einiger Zeit in merkwürdiger Weise untreu geworden sein. Durch eine Reihe glänzender Siege und kühne, selbst auf fremde Welttheile seine Herrschaft ausdehnende Unternehmungen soll es bewiesen haben, daß es nicht nur zu denken, sondern auch zu handeln verstehe. Besonders im Auslande wird man nicht müde, über